



Gregor Maria Hoff

# Nebel, am Ende

Kriminalroman

echter

gregormaria**hoff**  
Nebel, am Ende



gregormaria**hoff**

# Nebel, am Ende

Kriminalroman

*Für  
Marcus.  
Noch immer*

*Da ist keine Auflösung.  
Da ist nur ein doppelter Abgrund*

*Donna Tartt, Der Distelfink*

Kein hinten, kein vorne. Wo Jacob sein müsste, wischt Nebel ums Eck. Ein zäher Atem, feuchte Stellen wie die, an denen Barth sterben dürfte. Aber *dürfen* ist kaum der richtige Ausdruck für den alten Kommissar, der vom Pastorat aus wie blind über Land schaut, Richtung Friedhof, wo Jacobs manifester Umriss eben verschwunden ist. Oder irrt er sich? Dichter Dunst schnürt sich um Kirche, Haus, Straße, diese Spielzeugwelt. Es beunruhigt Barth, dass sich sein Freund wie ein zu dicker Tramp unter die dubiosen Schwebetelchen mischt. Auf diesen Novemberwolken reitet jedenfalls nicht der Messias, den der letzte Priester eines unbekannt verzogenen Gottes erwartet. Der pensionierte Pfarrer von Dornbusch wackelt seit einiger Zeit bedenklich, findet Barth. Passt ins Gelände. Hinter der Bruchkante des nebligen niederrheinischen Horizonts hört nicht nur Gott auf. Umso trauriger, denkt Barth geradeaus und selbst reichlich müde. Für den Kommissar ist Jacob der Vollstrecker seines römischen Kultes. Restseelenverwalter nennt M ihn mit seinen lebenslangen Grundkenntnissen über den bauchfesten Pastor Beerwein. Der biegt um seine eigenen Ecken. Geht in seinem ganz persönlichen Nebel verloren. Wie dieses Nest und die, die noch geblieben sind. Hier geht es nur ums Sterben. Deswegen ist Barth gekommen. Der Kommissar hustet seinen Befund, tröpfchenweise. An der Fensterscheibe perlt ab, woran er denken musste. Auf mattem Glas zeichnen sich die Spuren seines Innenlebens ab, maligne Schemen.

Am Eingang zum Friedhof versammeln sich die Aerosole

dieses viel zu frühen Morgens. Sechs Uhr ist keine Zeit für Barth. War es nie. Aber der Freund, der ihn aufgenommen hat, verlässt um diese Zeit das Haus. Seit Jacob sich einmal verlaufen hat, mitten im Sommer, bei klarer Sicht, zerrt den lungenschwachen Kommissar etwas aus dem Schlaf, an das er nicht glauben will. Statt Ruhe zu finden, diesen Vorgesmack auf das, wonach nichts mehr schmeckt, macht Sorge eine Faust in ihm. Sorge um einen Menschen. Das kennt Barth nicht mehr. Hat er sich abgewöhnt. Stattdessen löste er Fälle. Nur den einen nicht. Und den löst niemand.

Barth wischt sich durchs Gesicht. Ein Tropfen tanzt eine Nasenlänge herab. Vor ihm nichts als dampfige Kälte, die ihn aus millionenvielen feuchten Augen beobachtet. Lassen sich nach Maßstäben errechnen, deren Einheiten Barth nicht kennt. Physik war nie seine Sache. Sie fördert Zahlen zutage, die an Formeln erinnern, aus denen sich Diagnosen ergeben. Er hustet. Hustet die bissige Farbe, die kein Spektrum verzeichnet. Seine Farbe. Sie schüttelt ihn durch und hinterlässt auf schlichtem Zellstoff, was kein Bild fasst. Er kann sich sehen, besser als in jedem Spiegel. Dahinter liegt die Welt, Jacobs Welt und die seines Gottes, die der Freund jeden Morgen, jeden Abend auf dem Friedhof besucht.

Da liegt Raven Richards. Er benötigt keinen Grabstein. Fliegt nicht mehr davon. Kein Traum entkommt unter der soliden Schicht Hass, die ihn hierhingebracht hat. Die, die ihn so lange geschlagen haben, dass sogar der Tod zu spät kam, liegen in Spuckweite. Ausgerechnet hier. Bestattet mit juristischem Aufschub. Man hatte sie obduziert und wochenlang in den kühlen Registern der Gerichtsmedizin aufbewahrt. Den Titel hat sich das Institut verdient, findet Barth. Den lässt er gerne über den Zungenabsatz rollen: *Gerichtsmedizin*. In dem Wort steckt alles, was es braucht, auch

ein Priester. Der aber hatte die beiden Täter auf ihrem letzten Weg begleitet, nachdem sie sich totgefahren hatten oder totgefahren werden mussten. Was bleibt, sind zwei datenlose Namen, auf eine Platte graviert, die nicht schwer genug sein kann, denkt Barth. Wer ans Beten nicht glaubt, braucht Tote nicht zu verfluchen. Nützt nichts. Aber weil er sie zur Hölle wünscht, argwöhnt der Kommissar, dass vielleicht doch etwas anämisch in ihm dahinglaubt ...

Am Tag der Beisetzung der beiden Totschläger – *Beisetzung*, noch so ein Ausdruck – lag Barth im Krankenhaus. Anders als er Jacob erzählt hatte, ging es nicht um seine Mandeln. Er tastet, vor dem Fenster aus Nebel, als wolle er sich versichern, noch da zu sein, nach dem Schnitt, der auf der Karte seines aufgeschwemmten Körpers eine Hauptstadt gegründet hat. Ein ausgeleiertes Unterhemd und ein grober Pullover mit Zickzackmuster ziehen ihren textilen Vorhang über die aufgeraute Landschaft. Da ist nichts schön. War es auch nie.

Ein entschlossener Thoraxchirurg hatte den Kommissar darauf hingewiesen, eine Entfernung des linken Lungenflügels sei alternativlos. Barth hatte in ein von Tränensäcken umstelltes Augenpaar geblickt und die Alternative gesehen. Also hatte er den abgespannten Mann schneiden lassen. Offene Lobektomie. Alles hing, wenn er richtig verstanden hatte, an der Funktionsfähigkeit von Drainagen, an Entzündungswerten und vorher an der ruhigen Hand eines Menschen, der mehr schlafen müsste und den Barth vielleicht einem Drogentest hätte unterziehen sollen. Augen mit arg erweiterten Pupillen verfolgten ihn in seinen narkotischen Schlaf. Immerhin schafften es bis zu vier Prozent der Patienten nicht. Barth schloss im Wegdämmern keine Wetten mehr ab, weil er nicht wusste worauf ...

Im Spital zum Heiligen Geist hatte Barth anschließend mindestens einen Morphinumtag verschlafen. Auf Tod und Leben. Irgendwann stand sein Chirurg wieder vor ihm. Der sah nicht aus, als habe er seine Instrumente seit dem rabiaten Eingriff aus der Hand gelegt. Aber das konnte auch an Barth liegen, benommen von feinsinnigen Opiaten. Dostojewski hatte sich mal ohne Betäubung operieren lassen, meinte Barth irgendwo gelesen zu haben. Für ihn reichte das schon.

„Na? Wieder wach?“

Barth hatte sich bemüht, auf der nach oben offenen Schmerzskala von Stufe 9 aus zu lächeln. Jeder Atemzug brannte höllisch.

„Gut gelaufen, was? Wenn Sie wollen, können Sie sich nachher den Film von unserer kleinen Kampagne reinziehen. Gab ein paar echt aufregende Momente.“

Hinter vorgehaltener Hand:

„Ich sag Ihnen was, die OP-Schwester, die zwischendurch rauslief, hat nicht gekotzt, weil sie schwanger ist.“

Barth starrte in die Richtung, aus der dieses Grinsen kam. Er träumte, dass er träumte. Oder schlief. Eine präzise Erinnerung hat er bis heute nicht, nur den sicheren Eindruck, dass er seine Kollegen einmal auf diesen Doktor Sonnenschein ansetzen sollte, um sich dessen Letalitätsrate vorzunehmen ...

„Bin ganz zufrieden. Hätte schlechter laufen können. Ja, dieser Reißverschluss ist am Anfang was unbequem.“

Der Arzt tippte allen Ernstes auf den relevanten Frontverlauf.

„Sie bleiben noch eine Woche oder so. Dann ab durch die Mitte. Gönnen Sie sich was. Sind doch jetzt Rentner, oder? Lassen Sie mich mal sehen. Akte!“

Der Kerl dehnte nicht nur das letzte Wort. Barth überlegte, ob er um Schlaf betteln sollte.

„Mal unter uns.“

Schon wieder hinter vorgehaltener Hand. War der Typ echt? Barth würde die Schwestern fragen, später.

„Von wegen *minimalinvasiv* oder so – da hätten wir beide keinen Spaß dran gehabt.“

Doktor Sonnenschein klopfte Barth auf die Schulter, gönnerhaft, vermutlich aber auf Chirurgenspeed. Barth zuckte zusammen. Das half nicht.

„Schwester, unser Kommissar macht einen etwas empfindlichen Eindruck, nicht wahr? Haben Sie was Passendes im Sortiment?“

Die beiden Krankenschwestern ließen sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie schienen die Nummer zu kennen.

„Fentanyl?“

„Na, nicht so zimperlich. Da können wir doch noch ganz andere Sachen.“

Der Chef spritzte selbst. Später fragte sich Barth, ob er das alles nur halluziniert hatte. Doch seitdem teilt den Kommissar eine aufgeworfene Grenze aus schlecht verheilendem Narbengewebe in zwei Teile. Eine makabre Tätowierung, findet Barth jedes Mal, wenn er sie beschauen muss. Meist verzichtet er darauf. Sie nässt.

Barth schüttelt sich, seinen Kopf, den er wie schweres Gerät aus der Klinik mitgebracht hat. Die Wunde hat lange geschmerzt, ein eitriger Grenzstreifen. Das Gehen lernte er schrittweise, nach vorne gebeugt wie mit einem virtuellen Rollator. Seinen ersten Spaziergang schaffte er gerade einmal zum Dornbuscher Friedhof. Nass geschwitzt, musste er noch vor der Kirche auf der Parkbank eine Pause einlegen.

Inzwischen dehnt er seine Runden bis an den Rand von Broiers Bruch aus und bis zum Rennekoven, vorbei an der Fabrik des alten Ceysers, die Kindheitserinnerungen weckt. Das Pastorat ist aus denselben Backsteinen gebaut, genauso wie die finstere Justizvollzugsanstalt, keine dreißig Autominuten entfernt. Da sitzt eine Frau, die für Gerechtigkeit Tage auf ein Konto einzahlt, von dem niemand etwas abhebt. Das keine Zinsen bringt. Aber das ist eine andere Geschichte, eine, die für Barth nicht mehr zu dieser Welt gehört. Der Kommissar in Barth muss grinsen, dass ihn ausgerechnet ein Priester auf die Wahrheit brachte, der in diesem Moment im Nebel verschwindet.

„Hättest Du Dir nicht träumen lassen, Bulle, oder?“  
 Melchior von gegenüber, gegenüber von allem, hatte eine Flasche Malt geöffnet, als Barth ins Pastorat gezogen war. Das ist jetzt vier Monate und einen Freitag her. Sie tranken behutsam an diesem ersten Abend: Melchior in seinem futuristischen Rollstuhl wie in einem Cockpit, Jacob schläfrig in seinem Korbschaukelstuhl, Barth in einem Lehnstuhl mit Fußstück, trotz sommerlicher Temperaturen in eine leichte Decke geschlagen.

„Ich meine, dass ein Pfaffe Deine Fälle löst.“

„Singular, Melchior. Einzahl.“

Barth war angeschlagen, aber nicht langsam. Am liebsten hätte er hinzugefügt: *Einzahl wie Einfalt, himmlische*. Aber das überlässt er Jacob.

„Was weißt Du über Träume? Du bewohnst tote Gedanken, dachte ich immer.“

„Und er verdient nicht schlecht dran.“

Ein Geräusch wie Mäuse in einer Regentonne. Zwischen Kratzen und Ersaufen. Jacob Beerwein konnte husten und gleichzeitig heiser lachen. Das hatte Barth auf einem Operationstisch verlernt. Ein einfacher Sommertag erschöpfte ihn seitdem. Die Sonne würde noch eine Stunde brauchen, bis sie den Kommissar in den traumlosen Schlaf entließ, den ihm zwei Pillen gestatteten. Er schaute auf Melchiors sehnigen Körper. Der hatte andere Dinge verlernt und war darüber zum Millionär geworden. Auf so eine Idee musste man erst einmal kommen: einen virtuellen Friedhof anlegen und eine Welt bewirtschaften, die es nicht gibt. Eigentlich. Ein

mildes Lächeln traf den Kommissar von der Seite: Jacob. Oder hatte er sich das nur eingebildet? Seit der seinen letzten Fall gelöst hatte, traute Barth diesem Kerl mit dem Gebetskopf so einiges zu. Auch dass er seine Gedanken las.

„Neid. Purer Neid.“

M nahm Fahrt auf, mühelos vom ersten in den dritten Gang.

„Ich kapitalisiere das, woraus unser frommer Hinterweltler seine Existenz bestreitet.“

„Von nix kommt nix.“

Jacob, mit einem Gesicht, aus dem man keine Brille nach unten ziehen musste. Melchior schnaubte.

„Metaphysik als Suppenwürfelformel, was?“

So viel Zorn, nur aus Spiel, hatte der Kommissar gedacht. Ob sie sich ihre Empörung glaubten? Normalerweise hätte Jacob gekontert, vermutlich so, wie Barth seine Akten schloss. Aber Jacob Beerwein hatte sich in den vergangenen Monaten ein Lächeln angewöhnt, das dem Kommissar zunehmend milder erschien. Ein nachsichtiger Muskel bildete eine Linie, die an Jacobs rechtem Mundwinkel Halt machte. Eine maliziöse Verlängerung wäre Barth lieber gewesen. Und wohl auch M. Ein Gedanke aus entspiegeltem Glas stand zwischen den beiden, während sie den Priester wie bei einem Verhör beobachteten: Da stahl sich einer weg. Kam abhanden.

So saßen sie also. Zu dritt. Sitzen, wie man einsitzt. Die beiden lebenslangen Freunde, der katholische Priester und der Friedhofswärter, der sein Leben im Rollstuhl führt. Dazu er, der Kommissar, der den letzten Fall seines Lebens an einen Priester verloren hat. Sie spielen kein Spiel, diese drei. Keins mit Regeln. Außer dass sie sich beobachten. Wer zuerst verloren geht.

Barths Husten löst die Erinnerung auf, einen Gedanken von der Farbe des Nebels, der Dornbusch seit gestern aus der Richtung des großen Abgrunds entgegentreibt. Eine ungreifbare Wand. Dahinter, immer nur einen Schritt entfernt, öffnet sich das schwarze Loch, das *Tiefbraun* gräbt. Die Bagger warten auf Sichtweite von *Broiers Bruch* wie eine Armee auf den finalen Angriff. Wie weit man sehen kann, fragt sich der Kommissar, ohne Nebel? Auf flachem Land mögen es vier, fünf Kilometer sein. Aber Barth ist klein. Das gibt einen Abzug.

„Vermutlich graben sie, bis sie unten wieder rauskommen“, hatte Jacob einmal gekräht und dazu getrunken, was ihm M vorsetzte: einen schlimmen Whiskey, torfig, beinahe selbst schon kohlig. Barth beteiligte sich zurückhaltend, ein schweigsamer Trinker. Er hatte seine Wohnung verloren, während er länger in der Klinik bleiben musste als erwartet.

„Wie kann man seine Wohnung verlieren?“, hatte ihn Jacob gefragt, bei seinem letzten Besuch im Krankenhaus. Warum er abends kam, blieb sein Geheimnis.

„Hmm ... Wüsste ich auch gerne. Muss da was übersehen haben.“

„Übersehen?“

„Papiere.“

Das klang auch für Barth eher wie eine Frage.

„Was für Papiere?“

„Ich habe nicht mehr alle Post aufgemacht. Wozu auch?“

Eine Krankenschwester unterbrach sie, ein wuchtiges Lächeln, dazu eine Tagesschausprecherinnenstimme.

„Ich bringe Ihnen Ihre Dosis für die Nacht. Wünsche lässige Träume. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

„Vielen Dank. Darum kümmert sich der Herr Pfarrer.“

„Ach. Wirklich?“

Das Lächeln drehte noch eine Runde, haftete etwas ungläubig auf dem älteren Herrn mit Kreuzbesatz am Revers und zog sich dann in seinen Alltag von Bettpfannen und Desinfektionsmitteln zurück.

„Klingt nach *Tiefbraun*.“

„Bitte?“

„Na, Deine Wohnungsauflösung.“

„Sie heißt übrigens Belinda.“

„Wirklich?“

Jacob Beerwein ließ sich nicht leicht beeindrucken. Oder ablenken.

„Tja. Hinter *Broiers Bruch* haben sie alles weggemacht. Ich dachte, ehrlich gesagt, dass mir das egal sein könnte ...“

Jacob hatte ein wenig nach letzter Ölung ausgesehen, fand Barth, wie er da so hockte, eine Aktentasche an der Seite, aus der er nichts holte. Vielleicht wartete er bloß auf den richtigen Augenblick? Was brauchte man so, um jemand auf den letzten Weg zu schicken? *Viaticum* – hieß das nicht so? Barths katholische Vergangenheit war lange vergangen. Aber statt ihn zu versehen, hatte Jacob nach den Plänen des Kommissars gefragt.

„Muss mir was suchen. Bleibt mir wohl nichts Anderes übrig. Was für den Übergang.“

Das Wort hatte Anker geworfen. Der eine schaute den anderen an. Eine Hand zitterte, eine von beiden Männern.

Jacob rutschte auf seinem Besucherstuhl weiter nach vorne, fast an den Rand, und beugte sich zum Kommissar.

„Dann würde ich vorschlagen, dass Du die Reste Deiner Zelte bei mir aufschlägst. Das Gästezimmer ist frei. Musst aber Treppen steigen. Meinst Du, das schafft Bruder Leib?“

„Sollte gehen. Braucht halt alles was länger.“

„Wie viel länger hast Du denn Zeit?“

Jacob blinzelte, etwas verlegen. Dabei hätte es Barth unangenehm sein müssen, dachte der.

„Der pneumologische Aufschneider hat nach der OP einen lungenfreundlichen Sommer und einen vergleichsweise milden Herbst in Aussicht gestellt. Vom Winter war keine Rede.“

Erst nickte der Priester, dann der Kommissar, beide in dieselbe Richtung, von oben nach unten. Den vergangenen Winter vergessen beide nicht mehr.

Barth hat nach Annas Tod zu rauchen begonnen. Nicht aus Lust. Es handelte sich um eine Maßnahme. Jede Zigarette eine Erinnerung an den ersten Tag ohne seine Frau. Ein morbides Versprechen. Sein Körper hat es gehalten. Barth hadert nicht. Keine weiteren Fragen.

„Na dann.“

Sie hatten keinen Vertrag aufgesetzt, sich nur die Hände gereicht. Wie lange kannten sie sich jetzt schon? Wer von ihnen hätte in der Schulzeit gedacht, dass es so mit ihnen beiden ausging?

Barth bezog das Pastorat in der ersten Juliwoche. Das letzte Mal war er hier im Schnee angekommen. Dezember klang nie nach Zukunft, fand Barth. *Tiefbraun* hatte ihm einige zwangsgeräumte Umzugskartons zugestellt. Die Zweizimmerwohnung des Kommissars gab nicht viel mehr her. Das meiste aus mehr als dreißig Jahren kam auf den Sperr-

müll. Annas *Viaggio* verstaute er in einem eigenen Schrankfach, sorgsam in Packpapier geschlagen, gegen jeden Staub geschützt. Bis auf einen Koffer mit dem Notwendigsten sowie zwei Anzügen zum alltäglichen Gebrauch hat Jacob alles im Keller eingelagert. Die leichte Sommerkleidung hat er bereits austauschen müssen, und auch der Herbst wechselt allmählich in Winter.

Das Gästezimmer fand und findet Barth durchaus wohnlich. Ein solides Lager. Über den Boden zieht sich ein Sisalteppich. Hintergründiger Hanfgeruch liegt in der Luft. Die beiden Regale hat er mit Büchern belegt. Eher vollgestopft. Den Schreibtisch haben sie gemeinsam zur Straßenseite verschoben, mit Blick auf Melchiors Schulhaus. Barth braucht ihn ohnehin nicht. Seitlich, am Gardinenansatz mit weinrotem Wurf, behauptet ein aufgepolsterter Lesesessel von Jacobs Vater den Raum. Auf dem Beistelltisch hat jemand eine Schachpartie eröffnet. Eine Stehlampe mit beigeem Schirm wirft matt-warmes Licht. Gegenüber auf der Kommode verstaubt Barths antiker Bildröhrenfernseher. Aber Barth liest lieber. Den alten Fontane bevorzugt. Beruhigt unheimlich, dieser gelassene Ton. Barth hat sich einen herbstlichen Zyklus geschaffen. Erst *Vor dem Sturm*, dann den *Stechlin*. Den hält er ein, wie Jacob Beerwein sein Stundengebet verrichtet. An der Wand hängt die Welt, die er für seine letzten Ferien bezogen hat: St. Thomas im Schnee. Melancholische Farben. Barth überlegt seit seinem Einzug, ob Jacob dieses Zimmer eigens für ihn eingerichtet hat. Nur das Pflegebett irritiert ihn.

So leben sie, zu zweit. Mit M gegenüber. Essen aus Dosen, meist kalte Küche. Manchmal kocht Melchior. Sonntags, nach der Messe. Barth hat sich angewöhnt, die letzte Reihe zu besetzen. Zuzuschauen. Abzuwarten. Er hat wenig mehr zu

tun. Außerdem findet er, dass er das Jacob schuldig sei. Er hat ihm Asyl gegeben. Sofern man dem Tod Asyl gewähren kann.

Das hatte der Kommissar erwähnt, an ihrem ersten gemeinsamen Abend, lakonisch, nebenbei. Der Gedanke schien Melchior zu beschäftigen. Er neigte den Kopf zur Seite, brummte etwas, schwenkte sein Glas abwägend hin und her. Mit dem dritten Whiskey hatte er Barths Einfall in die Waage gebracht.

„Na ja, dem Tod kann man das Aufenthaltsrecht kaum abschlagen, oder?“

Für einen Augenblick stand das Destillat still. Bernstein-gleichgewicht der Zeit. Dann platzte Jacob der Priesterkra-gen, flüsternd:

„Du bist ein Arschloch, Melchior, das weißt Du schon?“

Der bewegte sein Glas, wie man einen Einwand erwägt.

„Wenn ich es jemals vergessen sollte, wird mich Deine Visage daran erinnern, mein Lieber.“

„Ich fürchte, M hat Recht, Jacob. Schließlich ziehe ich auf ewig ein.“

Barths Blick ging auf Melchiors Rechner.

„Auch eine Form von Gerechtigkeit.“

Barth überlegte, was Jacob damit sagen wollte. Manchmal kam ihm der Priester wie ein Orakel vor. Der Satz half nicht weiter. Schon weil der Kommissar nicht jede Akte hatte schließen können, bevor er in den Ruhestand verabschiedet worden war. Irgendwo verwahrte er das Schreiben des Polizeipräsidenten und einen Pensionsbescheid, an den er nicht glauben konnte. Ziffern mit Berechnungen seiner Zukunft. Algorithmen wie die, aus denen M seinen Friedhof errechnete. Für Jacobs Gott war da kein Platz.

Da saßen sie also, drei Gespenster, bevor der große Nebel ausbrach, in dem sich an diesem Morgen, wieder ein Freitag,

mehr als nur die Konturen des Freundes verlieren, dem Kommissar Barth jetzt so angestrengt wie erfolglos hinterherschaut. Jacob wird sich verlaufen. In diesem Nebel.

Das kann Barth nicht zulassen, und er kann es nicht verhindern. Also steht er auf, wie man einen Schluss zieht. Er hustet sich nach unten, durch das holzknarrende Treppenhaus, greift den Lodenmantel, der nach Kommissar riecht, und streift ihn über, während er das Pastorat verlässt, eine Taschenlampe in der Hand. Gegenüber, auf Ms Seite der Welt, keine Bewegung, nichts.

Als die Tür ins Schloss fällt, fühlt sich Barth einen Moment ausgesperrt. Nebelschwaden rücken bedrohlich an ihn heran: stickstoffförmige Phantasmen, Geister selbstverständlich. Barth glaubt an Erinnerungen. Seine Taschenlampe bestreicht ein eng umgrenztes Sichtfeld. Der Kommissar ist nicht ängstlich. Er musste zwar niemals in seiner Laufbahn die Dienstwaffe abfeuern, aber handgreiflich konnte es gelegentlich schon zugehen. Man unterschätzte ihn wegen seiner Körpergröße und seines mächtigen Bauchumfangs. Doch er war früher ein kompakter Kämpfer, wenn es darauf ankam, und er hatte solche Situationen nicht gescheut. Seine Ängste bewahrt er in den Schubfächern einer Vergangenheit auf, die er fest verschlossen hält. Doch die kühlen Dämpfe, die ihn nun einschließen, sind aus düsteren Archetypen gemacht. Sie verdichten sich zu Gestalten mit verwegenen Fratzen. Sie schleichen die Landstraße entlang, die zweihundert Meter hinter St. Thomas eine Tangente zur nächsten Ortschaft bildet und quer durch Maashaft führt, um am anderen Ende des Nebels eine Grenze zu passieren. Dass kein Laut von irgendwoher durchdringt, kein Licht einen Punkt in der Landschaft setzt, vermittelt Barth ein Gefühl, wie man einen Weltuntergang überlebt. Als Einziger. Vor ihm tanzen Gase. Von Jacob keine Spur. Nur graue Steppe aus übersättigter Atmosphäre. Barth überlegt, ob er sich seinen Regenschirm holen soll, um sich Tastsicherheit zu verschaffen. Aber bei dem Gedanken, auf diese Weise im Trüben zu fischen, entschließt er sich zu einigen kompro-

misslosen Schritten nach vorne. Er stößt auf keinen Widerstand. Sein Orientierungssinn funktioniert auch mit einem Lungenflügel: Er erreicht die Dorfstraße und wendet sich nach rechts. Um diese Zeit fährt hier niemand, aber ein Wagen würde ihn wohl frontal erwischen. Hinter Melchiors Schulhaus franst eine Rotbuchenhecke bis zur schmalen Kreuzung aus. Dort muss er sich links halten. Das klappt. Allerdings tut ihm dieses Sauerstoffgemisch nicht gut. Ein elender Hustenreiz gibt Laut. Für einen Augenblick meint Barth, ein Echo zu vernehmen. Oder ein Bellen? Er weiß, dass Ton van Breijden wie Jacob um diese Zeit seine Runden dreht und Shep ihn begleitet. Barth mag das Vieh. Für seinen Ruhestand hatte er sich überlegt, ob er sich eins zulegen sollte, einen struppigen Hirtenhund, vielleicht einen Picard. Anna hatte diese Rasse gemocht: feste Figur, schmiegsam.

Auf dem Landkamm lichtet sich plötzlich die Szene. Die Klarsicht wirkt beinahe gespenstischer als die verschobenen Schichten, hinter denen sich nun eine verlorene Sonnenscheibe zeigt wie ein neuer Mond. Kann das sein? Es ist November. Barth hustet nach vorne, dann spuckt er zur Seite aus. Er sollte sich nicht hier draußen rumtreiben. Aber wenn er schon Schwierigkeiten hat, sich in dieser Suppe zurechtzufinden, was passiert wohl mit Jacob? Der geht inzwischen manchmal, wie er spricht. Hin und wieder fehlen dem Freund wichtige Konjunktionen. Vielleicht hat er das Pflegebett im Gästezimmer ja schon mit langer Vorsicht angeschafft? Barth denkt an den Sommer und dass der Herbst schneller kam als erwartet. Die Zeit, die bleibt ... Hat Jacob darüber nicht unlängst gepredigt?

Auch wenn manches schwerer fällt, Barths Kondition hat erstaunlicherweise in den letzten Monaten zugelegt. So wie er Gewicht verloren hat. Er kann Jacobs große Runde mitge-

hen, auch wenn er hofft, dass dies heute nicht nötig ist. Am Friedhofstor zögert er. Blickt sich um.

„Jacob? Bist Du hier?“

Aber es kommt keine Antwort. Ravens Grab befindet sich an der nächsten Einfriedung. Jacob müsste ihn hören können. Zur Sicherheit betritt Barth den Friedhof, folgt dem Hauptweg und steht nach wenigen Schritten vor Raven. Die beiden sind allein. Barth schaut auf die Daten, die einen kümmerlichen Kommentar ergeben. Jemand hat auf das Holzkreuz einen Stein gelegt, ein schlichtes Gebet. Dem Kommissar fällt kein anderes ein. Er nickt dem Toten zu, dann verlässt er das Gelände wieder. Die Nebelschwaden rücken näher. Sie folgen eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Das Friedhofstor quietscht eisern, wie man es erwarten darf. Wenn Jacob wirklich hier war, muss er über das Feld Richtung *Rennekoven* marschiert sein. Dann vermutlich zum *Lühpfuhl* und wieder nach St. Thomas. Wenn er sich nicht in seinen Gedanken verläuft oder der Nebel noch dichter wird. Danach sieht es gerade aus.

„Also los.“

Barth gibt sich das Kommando, und sein Körper hält Schritt. Es dauert nicht lange, bis ihm der Schweiß ausbricht. Dafür braucht er keinen Sommer. Er atmet gleichmäßig ein und aus, wischt mit der freien Hand über die Stirn und leuchtet sich voran. In der Ferne bellt tatsächlich ein Hund. Shep muss auf eine interessante Spur gestoßen sein. Vielleicht Jacob? Barth probiert es mit einer Tempoverschärfung, aber das wird nichts. Ein Stechen an der falschen Stelle erinnert ihn daran, dass ihm nicht nur ein Körperteil fehlt. Eigentlich rechnet er schon länger damit, dass er wieder Blut spuckt. Doch der Herbst scheint ihm einen Aufschub zu geben. Wenn er ehrlich ist, hätte er gegen einen zusätzlichen

Sommer zu dritt nichts einzuwenden. Aber das lässt sich kaum verhandeln. Nach Anna gab es nicht mehr so viel Menschheit in Barths Leben. Aber er ist zufrieden mit dem, was da unerwartet noch gekommen ist. Dass sich Melchior als ein großer Kümmerer entpuppte, war eine echte Überraschung. Es würde den Kommissar nicht wundern, wenn M dieses teure Teil angeschafft hätte, in dem Barth seine seltenen Träume träumt. Auch die haben sich beschränkt, nach Anna. Als hätte ein geheimer Mechanismus die Existenz des Kommissars auf Minimalbetrieb umgestellt. Einmal hat er das Gespräch von zwei Kollegen aufgeschnappt. Ihre langjährige Sekretärin war verabschiedet worden. Barth hatte als Chef ein paar Worte auf eine Karte gekritzelt. Statt einer Ansprache. Die Karte hatte Frau Herlog im Büro vergessen. Oder liegen lassen.

„Gelesen?“

„Hm. Nüchterne Technik.“

„Ganz der Chef.“

Ausgerechnet Lameck. Sein engster Mitarbeiter. Er war unsicher, was ihn mehr getroffen hatte: zu wissen, wie ihn seine Kollegen sahen, oder dass sie Recht hatten. Anna hatte nicht nur sich das Leben genommen.

Fast hätte Barth ihn verpasst. An der Biegung, die vom Bach wie ein ausgestreckter Arm zum Hof der Haverkamps führt, verlässt sich der Kommissar auf sein Gehör. Ein Jaulen, kläglich gezogen, durchbrochen von einzelner Bellen: definitiv ein Hund. Wenn es Shep ist, vermutet Barth ihn in Richtung St. Thomas, denn auf der Kreuzung treffen sich die Dorfstraße und der Übergang zum *Willebrand*. Doch auf halbem Weg bemerkt Barth, dass sich das Geräusch entfernt. Und von Jacob ist immer noch nichts zu sehen.

„Jacob?“

Er schreit nicht. Wie peinlich, wenn ihn jemand aus der Nachbarschaft aufgreifen und ihm seine Hilfe anbieten würde. Die Leute machen sich ohnehin über ihn lustig. Jedenfalls legen das die Blicke nahe, mit denen man Jacob und ihn bei *Coenen* belegt. *Männerwirtschaft*, hat er einmal aufgeschnappt, in einem Ton, der ihm nicht gefällt. Auch für Jacob nicht. Aber der hat nichts mitbekommen oder lässt sich die Dummheiten anderer Menschen nicht anmerken. Heute Abend, bei Altbier und Panhas, will sich Barth nicht über die platten Witze vom *Rettungsmeier* ärgern.

Als sich auf sein wiederholtes Rufen hin nichts rührt, dreht Barth bei, ein behäbiges Schiff mit zu viel Körper. Er wendet sich dem *Lühpfehl* zu. Mit seiner Taschenlampe beschreibt er Kreise, um Jacob auf sich aufmerksam zu machen. Für den Fall der Fälle. Barth hustet wieder, gelbliches Sputum im Taschentuch. Wird nicht besser. Nichts wird besser. In einem parkenden Wagen spiegelt sich ein mickriger Maig-